

Hayek-Schriftenreihe zum Klassischen Liberalismus
Band 6



Der Kapitalismus und die Historiker

Herausgegeben von
Friedrich August von Hayek

Duncker & Humblot · Berlin

HERAUSGEGEBEN VON FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK

Der Kapitalismus und die Historiker

Hayek-Schriftenreihe zum Klassischen Liberalismus

Band 6

Der Kapitalismus und die Historiker

Mit Beiträgen von
Friedrich August von Hayek
Thomas Southcliffe Ashton
Louis Morton Hacker
Bertrand de Jouvenel
William Harold Hutt

Herausgegeben von
Friedrich August von Hayek

Neu herausgegeben und übersetzt von
Hardy Bouillon



Duncker & Humblot · Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte an der deutschen Ausgabe vorbehalten

© 2022 Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Satz: TextFormA(r)t, Daniela Weiland, Göttingen

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISSN 2510-2893

ISBN 978-3-428-18778-2 (Print)

ISBN 978-3-428-58778-0 (E-Book)

Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier
entsprechend ISO 9706 ☼

Internet: <http://www.duncker-humblot.de>

Vorwort der Herausgeber

Mit der Hayek-Schriftenreihe zum Klassischen Liberalismus sollen einschlägige Schriften, die in der Tradition des Klassischen Liberalismus und in geistiger Nähe zu Friedrich August von Hayek stehen, einer deutschsprachigen Leserschaft nähergebracht werden. Zu diesem Zweck werden Schlüsselwerke bedeutender Autoren übersetzt und in deutscher Erstausgabe herausgegeben. Gleichwohl ist die Schriftenreihe nicht auf Übersetzungen beschränkt, sondern auch offen für Arbeiten gegenwärtiger Autoren, die sich der Schule des Klassischen Liberalismus und dem freiheitlichen Denken Hayeks eng verbunden fühlen.

Für den vorliegenden sechsten Band der Reihe gilt das Gesagte in besonderer Weise. Er ist eine Sammlung von Aufsätzen, die Friedrich August von Hayek 1954 im Anschluss an eine Tagung der Mont Pèlerin Society in Beauvallon herausgegeben hat. Zu den Autoren zählen Thomas Southcliffe Ashton, Louis Morton Hacker, Bertrand de Jouvenel, William Harold Hutt und der Herausgeber selbst. Auch heute – knapp 70 Jahre nach Veröffentlichung des englischen Originals – sind die Aufsätze hochaktuell. Die kapitalismuskkeptische Haltung vieler Historiker und Intellektueller ist nach wie vor virulent.

Wenn man einem weitverbreiteten Kanon in Wissenschaft und Publizistik folgt, dann führte der Kapitalismus in der industriellen Revolution zu einer Verelendung der Arbeiter – eine Misere, die nur durch das beherzte Eingreifen des Gesetzgebers eingedämmt werden konnte. Folgt man indes Hayek und seinen Mitautoren, dann war das Gegenteil der Fall: Es war der Kapitalismus, der das Proletariat erschaffen und dessen Lebensbedingungen kontinuierlich verbessert hat. Es sind die Daten jener Zeit, die zu diesem Schluss führen und in der Wirtschaftsgeschichte wohlbekannt sind. Wie kommt es, so die Autoren, dass der Antikapitalismus trotz der widrigen wirtschaftshistorischen Evidenz so stark Fuß fassen konnte? Diese Frage steht im Zentrum der Aufsätze von Ashton, Hacker, Hayek, Hutt und Jouvenel. In ihren Aufsätzen zeigen sie, dass neben ideologiebehafteten Gründen auch methodische Ursachen die Haltung vieler Historiker zum Kapitalismus erklären.

Nach *Der ökonomische Blickwinkel* von Israel Kirzner, *Der Staat* von Anthony de Jasay, *Mensch versus Staat* von Herbert Spencer, *Die Theorie der dynamischen Effizienz* von Jesús Huerta de Soto und *Wissen und Entscheidungen* von Thomas Sowell ist die von Friedrich August von Hayek herausgegebene Anthologie *Der Kapitalismus und die Historiker* der sechste Band der Reihe. Weitere Bände anderer Autoren sind bereits in Planung und sollen im Jahresrhythmus erscheinen. Die Hayek-Schriftenreihe zum Klassischen Liberalismus wird unterstützt von der Friedrich August von Hayek-Gesellschaft, Berlin.

Prof. Dr. Hardy Bouillon Prof. Dr. Gerd Habermann Prof. Dr. Erich Weede

Einleitung des Herausgebers und Übersetzers

Manchmal machen Autoren es dem Herausgeber leicht. Sie übernehmen einige Aufgaben, die in sein Ressort fallen, etwa die Schilderung der Umstände, unter denen das herauszugebende Buch entstanden ist, oder die Nennung der Gründe, die dann zu jener Gestalt führten, die der Band schlussendlich angenommen hat. Im vorliegenden Fall kam die Aufgabenerleichterung nicht unerwartet. *Capitalism and the Historians* ist eine Anthologie. Zu ihr hat Friedrich August von Hayek als Herausgeber und Mitautor der Originalausgabe seinerzeit bereits alles editorisch Wesentliche in seinem Vorwort vorweggenommen. Es gab wenig, das anlässlich der Übersetzung zu ergänzen war, und wenn, dann war es hauptsächlich dem zeitlichen Abstand zur Erstausgabe und der mit ihm einhergehenden Vergänglichkeit des Ruhms geschuldet. So sind heute, rund 70 Jahre nach Erscheinen des Sammelbandes, die Mitautoren Thomas Southcliffe Ashton, Louis Morton Hacker, Bertrand de Jouvenel und William Harold Hutt nicht mehr so bekannt wie noch zur Mitte des letzten Jahrhunderts. Sie alle waren Mitglieder der von Hayek 1947 initiierten Mont Pèlerin Society (MPS), die 1951 in Beauvallon zusammentrat, um dort unter anderem über „The Treatment of Capitalism by the Historians“ zu diskutieren.¹ Einige der genannten Autoren hatten bereits bedeutende Standardwerke zum Kapitalismus und zur Lage der Arbeiter im 18. und 19. Jahrhundert vorgelegt.² Nun wollte man gemeinsam einen Blick auf die Thematik werfen. Zunächst schaute man auf England, die Wiege der industriellen Revolution, und gab dem das Wort, der mit den Anfängen des Industriezeitalters in England so gut vertraut war wie kaum ein anderer, Thomas Ashton.

Thomas Southcliffe Ashton (1889–1968) lehrte von 1944 bis 1968 Wirtschaftsgeschichte an der London School of Economics (LSE). Schon früh hatte er sich mit Fragen zur Industriellen Revolution befasst. Bücher wie *Iron and Steel in the Industrial Revolution* (1924) und vor allem sein Klassiker *The Industrial Revolution* (1949) sowie *An Economic History of England: the 18th Century* (1955) gingen aus dieser Beschäftigung hervor.

Louis Morton Hacker (1899–1987) lehrte von 1935 bis zu seiner Emeritierung 1967 an der Columbia University in New York. Neben seinem 1940 erschienenen Buch *Triumph of American Capitalism* haben vor allem *The shaping of the American Tradition* von 1947 sowie seine Arbeiten zu Andrew Carnegie und Alexander

¹ Vgl. dazu auch das Vorwort von Hayek in diesem Band und *Hartwell* (1995), S. 92 ff.

² Man denke nur an Ashtons *The Industrial Revolution* von 1949, Hackers *Triumph of American Capitalism* von 1940 und die Aufsätze von *Hutt* (1926) und *Ashton* (1949b), die Teile dieses Sammelbandes sind.

Hamilton sein Renommée als einer der führenden Wirtschaftshistoriker Amerikas begründet.

Bertrand de Jouvenel (1903–1987) war wie Hayek Gründungsmitglied der MPS. Er gilt als eine der wichtigsten Gallionsfiguren des Klassischen Liberalismus, die Frankreich im 20. Jahrhundert hervorgebracht hat. Seine *Ethik der Umverteilung* von 1952 und seine Abhandlung *Über die Staatsgewalt* (*Du Pouvoir*) von 1949 zählen zu den Klassikern der liberalen Kritik am Wohlfahrtsstaat im Besonderen und an der staatlichen Gewalt im Allgemeinen.

William Harold Hutt (1899–1988) studierte an der LSE, wo er stark von Edwin Cannan beeinflusst wurde. Zu seinen bekanntesten Werken gehören *The Theory of Collective Bargaining* von 1930, eine Kritik an der webbbschen These vom Kräftegleichgewicht bei Arbeitsvertragsverhandlungen, und *Economists and the Public* von 1934, das die Vorteile der Konsumentensouveränität in Wettbewerbswirtschaften herausstellt.

Max Silberschmidt (1899–1989), der als Historiker in Zürich lehrte und bedeutende Arbeiten zur amerikanischen Geschichte hinterlassen hat (darunter *Amerikas industrielle Entwicklung* von 1958), zählt aus einer Verkettung unglücklicher Umstände, die Hayek in seinem Vorwort erwähnt, leider nicht zu den Autoren dieses Bandes. Das ist in vielerlei Hinsicht bedauerlich. Sein Aufsatz war einer der vier Beiträge der MPS-Tagung in Beauvallon, von denen nur drei in diesem Band abgedruckt sind. Silberschmidt hatte vor allem die deutschen Historiker und deren Haltung zum Kapitalismus analysiert.³ Offenbar war es der Mont Pèlerin Gesellschaft seinerzeit sinnvoll erschienen, die wohl wichtigsten Industrienationen während der industriellen Revolution zum Gegenstand der Diskussion zu machen; d. h. neben den USA, England und Frankreich auch Deutschland.⁴

Friedrich August von Hayek (1899–1992), den Herausgeber des Bandes, in einer Buchreihe vorzustellen, die seinen Namen trägt, wäre mehr als kurios und darf hier getrost unterbleiben. Statt seine Person im Allgemeinen zu würdigen, ist es passender, die Besonderheiten seiner Einleitung zu diesem Band herauszustellen.

³ Vgl. dazu *Hartwell* (1995), S. 92.

⁴ Eine sehr gelungene Einführung ins Thema gibt Richard *Reichel* (1996). Für Reichel beginnt der deutsche Manchesterliberalismus mit der Industrialisierung um 1840 und endet ca. 1880 mit dem Beginn der protektionistischen Handelspolitik und der bismarckschen Sozialpolitik. Für diesen Zeitraum hat Reichel empirische Erhebungen gesichtet, die u. a. Rückschlüsse auf die Entwicklung der Reallöhne, der Arbeitszeit und der Arbeitslosigkeit erlauben. Laut Reichel sind für den betrachteten Zeitraum 1840–1880 die Reallöhne gestiegen (von 1850–1880 um 22%) und die Arbeitszeiten im Durchschnitt gesunken (von 85 auf 65 Stunden pro Woche); vgl. dazu S. 112f. Die Arbeitslosigkeit sank von 15–20% (1830) auf 8–2% zwischen 1840–1912 (mündliche Konversation). Die „Ausbeutungsrate“ ist demnach im deutschen Manchesterkapitalismus nicht gestiegen, sondern im Vergleich zur vorindustriellen Periode gefallen – ein Befund, der sich mit den Ergebnissen deckt, die in diesem Band hinsichtlich der anderen Industrienationen angeführt werden, d. Hrsg.

Zu diesem Zweck beginnen wir mit einer trivial anmutenden Feststellung. Jeder Wissenschaftlicher, der nach Erkenntnis strebt, steht zunächst vor einem Dilemma: Soll er Neuland betreten oder soll er dort forschen, wo schon andere nach Erkenntnissen gesucht haben? Wer den ersten Weg wählt, kann nicht umhin, individuelle Wertentscheidungen in seinen Entschluss einfließen zu lassen. Denn schließlich ist er es, der entscheiden muss, welche Fragen seine wissenschaftliche Untersuchung wert sind. Trifft seine Entscheidung auf allgemeinen Zuspruch, dann kann seine Forschungsarbeit einen enormen Einfluss auf die öffentliche Meinung nehmen. Folgt man Hayek, dann ist den Historikern, die zum Kapitalismus geforscht haben, diese Einflussnahme gelungen – leider in höherem Maße als ihren Kollegen, die der Theoriebildung den Vorrang vor der Geschichtsschreibung eingeräumt haben, und leider auch nur mit zweifelhaftem Erfolg. Zum zwiespältigen Erfolg zählen diverse Legenden, z. B. die „von der Lageverschlechterung der Arbeiter“ im Zuge des aufkommenden „Kapitalismus“ (oder des „Fabrikwesens“ bzw. des „industriellen Systems“). Man tut so, als wäre es den Arbeitern *vor* der industriellen Revolution besser gegangen als *während* derselben. Dabei war es, um mit Hayek zu sprechen, der Kapitalismus, der das Proletariat „geschaffen hat“. Die neu aufgekommene Arbeiterklasse „war also nicht ein Teil der Bevölkerung, der auch ohne ihn existiert hätte und nun auf ein niedrigeres Niveau zurückgeworfen worden wäre, sondern ein zusätzlicher Bevölkerungsteil, der durch neue Arbeitsgelegenheiten, die der Kapitalismus bereitstellte, in die Lage versetzt wurde, zu wachsen.“ Hayek erinnert auch daran, dass es in England kurioserweise nicht die Radikalen und Liberalen waren, die sich am stärksten an der Legendenbildung beteiligten, sondern die Tories. Dass aber auch in der Geschichtsschreibung das verzerrte Kapitalismusbild sich durchsetzen konnte, sei, so Hayek, der Oberhand zuzuschreiben, welche die neue „historische Methode“ gegenüber dem klassischen Ansatz in der Ökonomie – der „theoretischen Analyse“ – errungen habe. Die Schatten dieser Entwicklung seien lang und, so Hayek, trotzen immer noch der besseren Erkenntnis. „Die Forschungsergebnisse der neueren Wirtschaftsgeschichte sind zwar inzwischen etabliert, werden aber heute, eine Generation später, jenseits der Fachkreise kaum zur Kenntnis genommen.“

Warum ist das so? Warum obsiegen Theorien, die den Fakten widersprechen? Das Ideal wissenschaftlicher Erkenntnis sieht derlei Fälle nicht vor. Was also sind die Gründe dieser offensichtlichen Fehlentwicklung? Für Hayek und seine Mitstreiter ist diese Grundfrage am leichtesten zu klären, wenn man gezielt drei Einzelfragen nachgeht und diese miteinander verknüpft: „Was sind die Fakten? Wie haben die Historiker sie dargestellt, und warum?“

Die ersten beiden Autoren, die ihre Antworten zu den oben genannten Fragen darlegen, sind Thomas Southcliffe Ashton und Louis Morton Hacker. Nicht nur die Beiträge, mit denen sie aufwarten, sind spannend, sondern auch die methodologische Grundfrage, die sie in ihren unterschiedlichen Herangehensweisen aufwerfen: Wo ist der ideale Ort im methodischen Spektrum? Wie soll das ideale Verhältnis von Theorie und Geschichte gestaltet sein? Ashton, der über Hacker den langen

Schatten Sombarts aufziehen sieht, befürchtet wohl, dass der historische Ansatz (wieder einmal) zu stark geraten könnte. Stilvoll wie nonchalant, typisch britisch, bringt er seine Bedenken durch Lob und Nichtkritik zum Ausdruck. „Eine der besten historischen Verteidigungsschriften zur ökonomischen Zivilisation Amerikas wurde ganz in der Tradition Sombarts geschrieben, und zwar von Professor Hacker. Meiner bescheidenen Meinung nach hätte sie kaum etwas, wenn überhaupt, von ihrer Brillanz eingebüßt und wäre ebenso überzeugend ausgefallen, wenn sie ausschließlich in den eigenen klaren Worten von Professor Hacker verfasst worden wäre.“

In den methodologischen Gepflogenheiten mag es also durchaus Differenzen zwischen den Autoren geben, aber in Sachen Inhalt herrschen Einigkeit und Komplementarität. Ashton ist der englischen Entwicklung nachgegangen, Hacker dem amerikanischen Verlauf der Ereignisse.

Ashton bemerkt zu Recht, dass die Wirtschaftshistoriker seines Landes eine vergleichsweise günstige Ausgangsposition haben. Umfangreiche Blattsammlungen (kontinuierliche Berichte der königlichen Kommissionen und Untersuchungsausschüsse aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts) sollten einer einhelligen Geschichtsschreibung zuträglich sein und klären helfen, ob Fehlentwicklungen jener Periode tatsächlich – wie die Lektüre populärer Autoren jener Zeit mutmaßen ließ – dem kapitalistischen System anzulasten sind. Die Lektüre eben jener populären Literatur sei nach wie vor beliebt, so Ashton. „Eine sorgfältige Lektüre der Berichte würde indes zu dem Schluss führen, dass vieles, das falsch lief, Resultat von Gesetzen, Gewohnheiten, Gepflogenheiten und Organisationsformen war, die früheren Perioden entstammten und rasch obsolet geworden waren.“ Wie es scheint, hat ein Großteil der Wirtschaftshistoriker die Deutung der industriellen Revolution lieber der Belletristik überlassen, als sie selbst in mühevoller Kleinarbeit aus dem reichlich vorhandenen Archivmaterial zu generieren. Und was ist das Ergebnis dieser Entwicklung, fragt Ashton. „Eine ganze Generation – der zur Sammlung der Daten die Unternehmen und die Industrie zur Verfügung standen und deren Redlichkeit darin bestand, dieselben offenzulegen, und der überdies die Energie gegeben war, Reformziele aufzustellen – hat sich dem Vorwurf ausgesetzt, nicht die Urheber der *Blue Books*, sondern des Übels selbst zu sein.“ Man vertraute lieber auf Philip Gaskell und Friedrich Engels und deren Verelendungstheorien als auf die eigenen Forscherqualitäten und dem, was Vertreter der eigenen Zunft inzwischen vorzulegen vermocht hatten, etwa die minutiösen Untersuchungen von Bowley und Wood, die gezeigt haben, „dass der Kurs der Reallöhne die meiste Zeit, wie auch später, nach oben verlief.“

Ähnliche Ergebnisse lassen sich laut Ashton auch für Fragen von Hygiene, Gesundheit und Wohnraum präsentieren. Populärer ist jedoch nach wie vor die These, die Dinge hätten sich andersherum verhalten und die miserablen Wohn- und Lebensverhältnisse wären dem kapitalistischen System anzulasten. „Soweit ich weiß,“ bemerkt Ashton, „hat nie ein Historiker das Problem aus der Sicht je-

ner betrachtet, deren Aufgabe es war, die Siedlungen zu bauen und zu verwalten.“ Zu welcher Erkenntnis es führt, wenn man dieser Frage nachgeht, erfahren wir auch von Ashton: Neben externen Gründen (Einwanderung der Iren, höhere Baumaterialkosten infolge der napoleonischen Kriege etc.) bewirkten vor allem hohe staatliche Auflagen sowie fehlgeleitete fiskal- und finanzpolitische Entscheidungen (Fenstersteuern, hohe kommunale Abgaben u. ä.) eine unzureichende Antwort des Marktes auf die gestiegene Wohnraumnachfrage (oft übereilt erstellte Bruchbuden). Demzufolge wurde die Nachfrage auch nicht von den Kapitalisten befriedigt, sondern von einer anderen Gruppe der Bevölkerung. „Die Bruchbudenbauer waren im eigentlichen Sinne des Wortes keine Kapitalisten, sondern Handwerker,“ so Ashton.

Ashton wirft den Wirtschaftshistorikern nicht nur eine fehlerhafte Wirtschaftsgeschichte vor, sondern auch eine mangelhafte Kenntnis der Wirtschaftstheorie, die sich in Fehlzuordnungen widerspiegeln. „In Scharen von Büchern werden die Verbesserungen der Arbeitsbedingungen, die im 19. Jahrhundert einsetzten, der Fabrikgesetzgebung zugeschrieben.“

„Keine Theorie, keine Geschichte.“ Mit niemandem geht Ashton härter ins Gericht als mit Werner Sombart, der nicht nur jenes berühmte Diktum der gegenseitigen Bedingtheit von Theorie und Geschichte in die Welt gesetzt hat, sondern auch die Idee, der Kapitalismus lasse sich in Epochen einteilen (von Früh- über Hoch- zum Spätkapitalismus) und die historischen Gesetze bestimmten deren Abfolge und Ablösung. Ashton will nicht ausschließen, dass es auch für den Kapitalismus eine Geschichte mit Epochen (oder gar einem Ende à la Schumpeter) geben könnte. Aber er „möchte nicht, dass die Geschichte so geschrieben wird, als ob ihre Aufgabe schlicht darin bestünde, die Stufen der Unvermeidbarkeit zu schildern.“

Dass Geschichtsschreibung weit mehr könne, als Unvermeidbarkeit zu illustrieren, ist eine Idee, der Hacker viel abgewinnen kann. Ein Stufenmodell, das deterministischen wie dialektischen Fallstricken à la Marx und Sombart zu entgehen versteht, kann z. B. unterschiedliche Phasen einer systemischen Entwicklung sowie die logischen Implikationen, die mit den zeitlichen und räumlichen Überlappungen der jeweiligen Phasen einhergehen, sowohl erfassen als auch deuten. Hacker illustriert diesen Erkenntnisgewinn am Beispiel der Machtblöcke, die sich in der amerikanischen Geschichte in Gestalt der Industriekapitalisten im Norden und der Agrarkapitalisten im Süden gegenüberstanden. Es gibt laut Hacker zahlreiche, sehr eindeutige Indizien in Form positiver wie negativer Handlungen des Staates (wobei letztere in Gestalt von Enthaltungen, bestimmte politische Maßnahmen zu ergreifen, auftraten), an denen man erkennen könne, welche Machtgruppierung sich im Staat am besten durchsetzen konnte.

Zwischen den Zeilen kann man herauslesen, dass Hacker an einem weitgespannten Ansatz in der Wirtschaftsgeschichte gelegen ist. Mit ihm will er sowohl den Einfluss der politischen Theorie als auch jenen der moralischen Prinzipien und der ordnungspolitischen Maßnahmen ausloten. So viel zur Methode! Was den Inhalt

betrifft, so geht es Hacker um den Nachweis, dass die antikapitalistische Haltung amerikanischer Historiker amerikanisch zu erklären ist – soll heißen, aus dem dauerhaften Disput zwischen Hamiltonianern und Jeffersonianern. Dieser Disput sei „mehr als nur eine Debatte über die Struktur des Staates (starke versus schwache Zentralregierung) und auch mehr als eine Uneinigkeit in Bezug auf die Frage der staatlichen Intervention (ja oder nein). Ein Teil des Problems liegt sowohl in der Frage, in welchem Interesse die Intervention liege, als auch in der Frage, welchem Zweck sie diene.“

Dass eine antikapitalistische Haltung überhaupt und dauerhaft an vornehmlich ordnungspolitischen Fragen wachsen kann, erklärt (ja entschuldigt) Hacker mit dem Hinweis, dass die USA seinerzeit ein neues, unterentwickeltes Land gewesen seien. Angesichts all dessen erscheint es sehr plausibel, dass Marx und Lenin für die Haltungsentwicklung der amerikanischen Historiker kaum eine Rolle spielten. Man hatte ja Hamilton und Jefferson. Und für die Legendenbildung brauchte es auch keine Schützenhilfe aus Übersee. Man hatte ja Beard und Myers.

Man kann sagen, Hacker werbe mit den ordnungspolitischen Bedrängnissen der amerikanischen Geschichte um Verständnis für die wirtschaftshistorischen Versäumnisse seiner Zunft. Aber das heißt nicht, dass er seine Kollegen ganz aus der Verantwortung nähme. Im Gegenteil! Bei der Analyse und Aufarbeitung zentraler Grundfragen der Ökonomie (z. B. unternehmerisches Risiko) habe man gehörig versagt, meint Hacker. „Ich denke, dass die Wirtschaftshistoriker eine Teilschuld an der Fortschreibung dieser Verunglimpfung [des Kapitalismus] tragen. Sie haben die individuellen Profite erfolgreicher Unternehmen dokumentiert und keine Anstrengungen unternommen, die Verluste durch Fehlschläge gegenzurechnen.“

Der Autor des dritten Aufsatzes, Bertrand de Jouvenel, sieht im Historiker keinen Sonderfall, sondern nur einen typischen Vertreter der Haltung, welche die gesamte Intelligentsia zum Kapitalismus einnimmt. Eben jene Intelligentsia habe ihren Ursprung in der klerikalen Intelligentsia des Mittelalters. Diese wiederum sei in der Neuzeit von der säkularen Intelligentsia (vornehmlich beratende Juristen des Souveräns) abgelöst worden, welche sich seither enorm ausgebreitet habe. Was die Intellektuellen in ihrer antikapitalistischen Haltung eint, seien affektive Gründe und ethische Bedenken. Mit affektiven Gründen meint Jouvenel die Anmaßung des Intellektuellen, für die Arbeiterklasse sprechen zu können und besser als alle anderen zu wissen, was für den Menschen gut sei. Die ethischen Bedenken gelten indes der Gefahr, in die der Mensch gerate, wenn er sich im Kapitalismus instrumentalisieren lasse und seine Gier nach materiellen Gütern auslebe. Im Falle der klerikalen Intelligentsia seien Affektion und moralische Bedenken noch glaubhaft, so Jouvenel, aber im Falle der Laienintelligentsia nur vorgeschoben – die Allianz aus Intellektuellen und Arbeitern eine Fiktion.

Im Gegensatz zu jener fiktiven Allianz im späten Kapitalismus habe es aber in der Frühzeit des Kapitalismus tatsächliche Allianzen gegeben. „Zwischen dem Kaufmann und dem Staatsdiener bestand ein natürliches Band der Sympathie.

Beide wurden zwar wichtiger, aber immer noch als minderwertig behandelt. Sie hatten eine natürliche Gemeinsamkeit. Beide fungierten als Rechner, wogen ab, waren ‚rationale‘ Wesen. Zu guter Letzt gab es auch eine natürliche Allianz der Interessen von König und Kaufmann. Die Macht des Königs war mit dem Wohlstand der Nation verbunden, und dieser mit dem Unternehmen des Einzelnen.“

Mit der Ausbreitung der säkularen Intelligentsia setzte jedoch der Niedergang der vorgenannten Allianzen ein. Der Bankier und Großverdiener (l’homme d’argent) – anfänglich noch umgarnt – sei zunehmend zum Feindbild geworden. Mit Blick auf die Steuerpächter (Publikanen) kann Jouvanel dieser Einstellung sogar etwas abgewinnen. Der Publikan genoss das Vorrecht, anstelle des Königs Steuern zu erheben. Im Gegenzug führte er im Voraus eine vereinbarte Pachtsumme an die Staatskasse ab. „Der Steuerpächter vereinigte somit alle typischen Eigenschaften des ‚bösen Kapitalisten‘ auf sich, allerdings ohne dessen allgemeinen Zusatznutzen. Er produzierte nichts, er profitierte nur vom harten Auftreten seiner Erfüllungsgehilfen und wahrte sein Privileg durch Korruption. Wie paradox ist es doch, dass dieser Typus des Großverdieners bei den Intellektuellen vergangener Tage so beliebt war, während die Unbeliebtheit just zu einer Zeit das Los des Großverdieners wurde, als die Hauptquelle seines Erwerbs in der Fabrik lag, die Güter für den allgemeinen Gebrauch herstellte.“

Viel weiter reichen Jouvanel’s Zugeständnisse an die Intellektuellen jedoch nicht. Und das Paradox? Das Paradox erklärt er mit dem Mix aus Hybris und Heuchelei, welcher der Intelligentsia eigen sei. Für ihn stellen die Intellektuellen eine Klasse von Heuchlern, die einerseits die technologischen Errungenschaften gutheißen und andererseits die damit verbundenen Mühen verurteilen. „Diese beiden Auffassungen werden bequem miteinander versöhnt, indem man allem, was man mag, die ‚Kraft des Fortschritts‘ unterstellt, und allem, was man nicht mag, die ‚Kraft des Kapitalismus‘.“

Der Opportunismus ist der große Bruder der Heuchelei, vor allem, wenn es um weltliche Dinge geht. „Die weltliche Macht,“ so Jouvanel, „kommt in zwei Grundformen daher: Schwert und Geldbeutel. Die Intelligentsia zog den Geldbeutel vor. Nachdem die soziale Macht der Kirche liquidiert war, wendete man sich der schwertragenden Klasse zu, vor allem dem, der das größte Schwert trug, dem politischen Souverän. Die Schwächung der kirchlichen und militärischen Macht gab der Macht des Geldes offenbar freie Hand. Doch dann kehrte die Intelligentsia erneut zurück und rief zu einem geistigen Kreuzzug gegen die Wirtschaftsführer der modernen Gesellschaft auf.“

Das Schwert des Intellektuellen sei die „Überzeugung“ – die Hybris, es besser zu wissen als die anderen. Man ist geneigt, sich von Jouvanel’s feiner Ironie anstecken zu lassen und anzumerken, dass jemand, der so oft die Seiten gewechselt hat wie der Intellektuelle, nichts anderes sein kann als ein Überzeugungstäter – auf jeden Fall kein Kaufmann. „Der Kaufmann bietet der Öffentlichkeit ‚Güter‘ an, also alles, was die Öffentlichkeit kaufen will. Der Intellektuelle will indes lehren,

was ein ‚Gut‘ ist, und für ihn sind einige der angebotenen Güter Dinge ohne Wert, weshalb die Öffentlichkeit davon abgebracht werden sollte, sie zu verlangen.“

Das Buch ist zweigeteilt, ohne dass den Teilen Überschriften zugeordnet wären. Der Sinn der Zweiteilung erschließt sich indes beim Lesen. Teil 1 analysiert die Haltungen der Historiker bzw. Intellektuellen, verweist auf Einflussgrößen und Besonderheiten in den Entwicklungen der ausgewählten Länder. Teil 2 gilt der Faktenlage und den methodischen Schwierigkeiten, dieselbe für wirtschaftshistorische Schlüsse heranzuziehen.

Teil 2 beginnt wie Teil 1 mit einem Beitrag von Thomas Southcliffe Ashton, und dieser hat sowohl Forschungs- als auch Lehrcharakter. „Mir geht es darum,“ so Ashton, „auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, wenn man Veränderungen im Lebensstandard arithmetisch erfassen will. Die Pioniere haben, wie so oft der Fall, zu viel auf einmal erreichen wollen. Wir müssen unsere Ambitionen begrenzen, erkennen, wie tief unsere Trickkiste reicht, und uns Verallgemeinerungen versagen. Wir können Änderungen der Reallöhne nicht messen, indem wir einen Index für Großhandelspreise oder Rabattpreise, die Institutionen gewährt werden, verwenden. Wir können nicht die Preisdaten einer bestimmten Region auf die Lohndaten einer anderen Region anwenden. Wir können nicht einfach eine Tabelle für eine lange Reihe von Jahren aufstellen, in deren Verlauf nicht nur in der Natur und im Spektrum der konsumierten Güter, sondern womöglich auch in den Bedürfnissen und Wünschen der Menschen Veränderungen aufgetreten sind. Wir brauchen nicht einen Index, sondern viele Indizes, die allesamt aus den Einzelhandelspreisen abgeleitet und auf wenige Jahre beschränkt sind und die überdies nur auf eine einzelne Region Bezug nehmen, eventuell sogar nur auf eine einzelne Berufsgruppe in jener Region.“

Im Bewusstsein um all diese Herausforderungen beginnt er mit einer Skizzierung der Ausgangslage, die man als Wegmarken kennen sollte, wenn man den Lebensstandard jener Bevölkerungsgruppe ermitteln will, die sich von besagter Ausgangslage auf den Weg machte, ihr Leben zu meistern – Wegmarken wie das Bevölkerungswachstum und dessen Umstände, Kennzeichen der Lageverbesserung, Verschlechterung des Verhältnisses von Export zu Import, Preisverfall im Zuge einer fortschrittsinduzierten Kostenreduktion etc.

Eingedenk der Ausgangslage liegt es für den Wirtschaftshistoriker nahe, zunächst einen Blick auf die Preise zu werfen, um die Lebenshaltungskosten zu ermitteln. Doch dieser Blick allein, warnt Ashton, reiche nicht aus, um das Wohlergehen zu erfassen. Auch die Einkommensmöglichkeiten seien zu berücksichtigen. Selbst unter Ausklammerung dieser Einflussgröße auf das Wohlergehen ist es schwierig, Preisindizes für das angestrebte Forschungsziel auszuwerten. Oft sind sie auf einen uniformen Warenkorb zugeschnitten, lassen Kosten für Haus und Miete außen vor und nehmen auf regionale oder gar gruppenspezifische Unterschiede keinerlei Rücksicht – selbst dann, wenn sie, wie Ashton zeigt, von renommierten Autoren wie John Silberling und Rufus Tucker stammen.

Anhand dreier Tabellen mit diversen Indizes zu den Lebensmittelkosten ausgewählter Städte zeigt Ashton exemplarisch, welche Ergebnisse mithilfe einer differenzierenden Herangehensweise erreicht werden können. Differenzierende Ansätze liefern in der Regel differenziertere Ergebnisse, an denen dann wohlfundierte Tendenzen ablesbar sind.

„Im Zeitraum 1790 bis 1830 stieg die Produktion sehr rasch an. Das kam immer mehr Menschen zugute, Produzenten wie auch Konsumenten. ... Es gab dennoch massenhaft ungelernte oder unerfahrene Arbeiter – Saisonarbeiter auf dem Land und an den Handwebstühlen –, deren Einkommen von den Kosten für das Nötigste im Leben völlig aufgebraucht wurde, zumal die Preise für derlei Dinge recht hoch blieben. Nach meiner Einschätzung war die Zahl derer, die von den Vorteilen des ökonomischen Fortschritts profitierten, größer als die jener, die an denselben nicht teilhaben konnten, und wuchs zusehends. Aber man sollte zur Kenntnis nehmen, dass es beide Klassen gab.“

Mit William Hutts Ausführungen zum Fabrikwesen des frühen 19. Jahrhunderts endet der vorliegende Band. Um die positiven und negativen Auswirkungen der Industriebetriebe jener Zeit kritisch würdigen zu können, vergleicht Hutt die Parlamentsprotokolle mit den Schlussfolgerungen, die von Autoren gezogen wurden, deren Bücher gemeinhin als Standardwerke angesehen werden, z. B. die Schriften von Elizabeth Hutchins und Amy Harrison oder jene von John und Barbara Hammond. Er stellt fest, dass die erwähnten Autoren und Autorinnen dazu neigten, Unzulänglichkeiten der Zeugen- und Expertenaussagen (falschaussagende Zeugen; Experten, die keine waren) zu verkennen, und die brauchbaren Äußerungen, die vor den diversen Parlamentsausschüssen (Sadler-Komitee, Peel-Komitee, Lords-Komitee) gemacht wurden, zu ignorieren oder tendenziös auszulegen. Dadurch seien sie zu Ergebnissen gekommen, die keine wahrheitsgemäße Beschreibung des Fabrikwesens erlaubt hätten. Selbst zeitgenössische Kritiker des englischen Fabrikwesens, wie Turner Thackrah, Philip Gaskell oder Friedrich Engels, hätten manche der Schwächen eingestanden, die sich in den Ergebnissen der Ausschüsse dokumentierten.

Kern der Vorwürfe gegen das Fabrikwesen waren der moralische Verfall und die gesundheitlichen Schäden (vor allem an den Fabrikkindern). Dekadenz, so Hutt, sei nun mal die Kehrseite wachsender Selbstbestimmung und steigenden Wohlstands und läge im Verantwortungsbereich des Individuums. Auch viele Verbesserungen der gesundheitlichen Lage diverser Berufsgruppen seien zunächst ausgeblieben, weil die Betroffenen bei der selbstverantwortlichen Abwägung der Risiken bestimmter Tätigkeiten (Malerkolik etc.) anfangs risikofreudiger vorgegangen seien. Für die behaupteten Anhäufungen von Fehlbildungen und gesundheitlichen Verschlechterungen, die bei Fabrikkindern auffälliger als bei anderen Kindern aufgetreten wären, gäbe es indes, so Hutt, in der Literatur keine (eindeutigen) Belege, wohl aber methodische Schwächen beim Versuch, derlei Mutmaßungen zu untermauern.

Auch für die These, die Lage der Arbeiter habe sich dank der verabschiedeten Fabrikgesetze nach und nach verbessert, findet der Autor keine Bestätigung. „Im

Zuge steigender Reallöhne wäre die Zahl der Arbeitsstunden *ohnehin* gesunken und die Kinderarbeit verschwunden, mit oder ohne Gesetzgebung. Beide sind eine Funktion der Nachfrage nach Freizeit, und Freizeit wird erst dann nachgefragt, wenn vorrangigere Bedürfnisse des Menschen hinreichend befriedigt sind.“ Aus Sicht von Hutt hat man in der Literatur den Nutzen der Fabrikgesetze überhöht und die Nachteile, die mit der Gesetzgebung einhergingen (Auswirkungen auf die Produktion), ignoriert – ein wirtschaftshistorisches Versäumnis.

So viel zum Inhalt und zu den Autoren des Bandes. Hier und da wurden moderate Ergänzungen zu Sachverhalten, historischen Ereignissen und zeitgenössischen Personen vorgenommen. Sie sollen dem Leser die Einordnung der Geschehnisse und Hintergründe, auf welche die Autoren anspielen, erleichtern. Ansonsten wurde am Übersetzungsprinzip der Schriftenreihe festgehalten, d. h., es wurde nach Kräften versucht, den Stil der Autoren zu wahren, „werktreu“ zu bleiben (auch bei den Titeln), und vom Prinzip nur abzuweichen, wenn dafür gute Gründe vorlagen. Allerdings gab es wenig Anlass zu Ausnahmen, auch bei den Titeln. So spricht z. B. Bertrand de Jouvenel im Titel seines Beitrags von „Continental Intellectuals“. Diesen Begriff mit „Intellektuelle des Kontinents“ oder „kontinentale Intellektuelle“ zu übersetzen, wäre eher ungenau gewesen und hätte sehr ungeschönlungen. Da Europa als Kontinent gemeint ist, schien der Terminus „Europas Intellektuelle“ geschmeidiger zu sein und mehr Wohlklang zu erzeugen.

Für den Literaturapparat wurde – wie schon bei anderen Bänden dieser Reihe – die in den Aufsätzen verwendete Literatur zusammengeführt, alphabetisch geordnet und um die fehlenden Angaben ergänzt, um den Zitierusancen der Schriftenreihe zu genügen.

Zu guter Letzt will ich an all diejenigen erinnern, die zum Gelingen des Bandes beigetragen haben: vor allem an die *Friedrich August von Hayek-Gesellschaft*, Berlin, für ihre großzügige Unterstützung bei der Übersetzung und Herausgabe dieses Buches, aber auch an die Taylor & Francis Group, Milton Park Abingdon, für die freundliche Genehmigung, eine deutsche Ausgabe herausbringen zu dürfen, sowie an Prof. Dr. Barbara Dluhosch für diverse terminologische Hinweise, und an all jene, die mir auf andere Weise bei der Umsetzung des Projekts zur Seite standen. Ihnen allen sei Dank. Etwaige Fehler gehen indes allein auf mein Konto.

Hardy Bouillon

*Im Namen des amerikanischen Volkes überreicht
die Regierung der Vereinigten Staaten von Ame-
rika dem indischen Volk dieses Buch als Ausdruck
der Freundschaft und der Zuneigung*

Vorwort von Friedrich August von Hayek

Die ersten drei Aufsätze in diesem Band wurden ursprünglich aus Anlass einer Versammlung vorgestellt, zu der sich eine internationale Gruppe aus Ökonomen, Historikern und Sozialphilosophen zusammengefunden hat, die seit einigen Jahren als Mont Pèlerin Gesellschaft firmiert und regelmäßig zusammenkommt, um Probleme zu diskutieren, die mit dem Erhalt einer freien Gesellschaft angesichts totalitärer Bedrohungen verbunden sind. Eines der Themen, das die Gesellschaft bei ihrer Zusammenkunft im September 1951 in Beauvallon, Frankreich, zur Diskussion stellte, betraf die Haltung der Historiker zum Kapitalismus. Von den vier Aufsätzen, die der späteren Diskussion als Ausgangspunkt dienten, ist jener von Professor Max Silberschmidt, Zürich, leider nicht in einer schriftlichen Fassung vorhanden. Es gibt auch keine Mitschrift der lebhaften Diskussion, die sich den Vorträgen anschloss. Unter den Diskussionsteilnehmern entstand der Wunsch, die geschriebenen Aufsätze der Nachwelt in Buchform zu erhalten. Zudem wurde angeregt, die Publikation durch frühere Arbeiten zu verwandten Themen, die aus der Feder einiger Gesellschaftsmitglieder stammen, zu bereichern. Mit der Ausführung dieses Plans betraut, habe ich auf den folgenden Seiten versucht, die weitreichende Bedeutung des Problems im Rahmen einer Einleitung zu schildern, die sich auf vieles stützt, das ich aus der Diskussion gelernt habe.

Der zweite Aufsatz, den Professor Ashton zu diesem Band beigesteuert hat, erschien ursprünglich im *Journal of Economic History, Supplement 9*, 1949, und jener von Professor Hutt 1926 in der Märzausgabe der Zeitschrift *Economica*. Den Herausgebern und Verlagen der beiden Journale bin ich für die Genehmigung zum Wiederabdruck der beiden Aufsätze zu Dank verpflichtet.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	21
Geschichte und Politik (<i>F.A. von Hayek</i>)	21
Teil 1	35
1. Der Umgang der Historiker mit dem Kapitalismus (<i>T.S. Ashton</i>)	35
2. Die antikapitalistische Voreingenommenheit unter amerikanischen Historikern (<i>L.M. Hacker</i>)	52
3. Europas Intellektuelle und ihr Umgang mit dem Kapitalismus (<i>B. de Jouvenel</i>)	68
Teil 2	85
4. Der Lebensstandard der Arbeiter in England zwischen 1790 und 1830 (<i>T.S. Ashton</i>)	85
5. Das Fabrikwesen im frühen 19. Jahrhundert (<i>W.H. Hutt</i>)	104
Literatur	120
Index	125

Einleitung

Geschichte und Politik

Friedrich August von Hayek

Zwischen politischer Meinung und historischer Deutung hat es schon immer eine enge Verbindung gegeben. Das muss auch so sein. Die Erfahrungen aus der Vergangenheit sind die eigentliche Grundlage für unsere Überzeugungen hinsichtlich der Wünschenswürdigkeit, die wir politischen Maßnahmen und Institutionen zuschreiben. Und die herrschenden politischen Auffassungen wiederum beeinflussen und färben, wie wir die Vergangenheit auslegen. Die Annahme, der Mensch lerne nichts aus der Geschichte, mag vielleicht zu pessimistisch sein, aber man darf schon fragen, ob er immer die Wahrheit von ihr lernt. Gewiss sind die Ereignisse der Vergangenheit eine Quelle der Erfahrung, aus der die menschliche Spezies schöpft, aber deren Meinungen werden nicht durch objektive Fakten bestimmt, sondern durch die Aufzeichnungen und Auslegungen, die den Menschen zugänglich sind. Kaum jemand wird bestreiten, dass unsere Ansichten zu den Vor- und Nachteilen der verschiedenen Institutionen weitgehend von den Auswirkungen abhängen, die sie unseres Erachtens in der Vergangenheit hatten. Kaum ein politisches Ideal oder Prinzip enthält keinerlei Meinung zu all dem, was früher alles geschah, und nur wenige historische Aufzeichnungen dienen nicht als Symbol für das eine oder andere politische Ideal. Gleichwohl stehen die historischen Überzeugungen, die uns in der Gegenwart lenken, nicht immer im Einklang mit den Fakten. Gelegentlich sind sie sogar eher das Ergebnis als die Ursache politischer Überzeugungen. Historische Mythen dürften die Meinungsbildung kaum weniger geformt haben als historische Tatsachen. Mithin können wir wohl kaum hoffen, von den Erfahrungen in der Vergangenheit zu profitieren, es sei denn, die Fakten, aus denen wir unsere Schlüsse ableiten, sind korrekt.

Der Einfluss, den die Geschichtsschreiber auf die öffentliche Meinung ausüben, ist wahrscheinlich unmittelbarer und umfassender als jener, den politische Theoretiker ausüben, wenn sie neue Ideen in die Welt setzen. Zudem scheinen derlei neue Ideen weitere Kreise oft nicht in ihrer abstrakten Form, sondern eher in Form von Ereignisinterpretationen zu erschließen. In dieser Hinsicht ist der Historiker der Macht über die öffentliche Meinung näher als der Theoretiker. Lange bevor der Historiker als Fachmann seine Feder ergreift, haben die aktuellen Debatten zu den Ereignissen der Vergangenheit ein oder gar mehrere feste Bilder von denselben vorgefertigt und nehmen auf diese Weise genauso Einfluss auf die gegenwärtige Diskussion wie auf jede weitere Einschätzung, die aufgrund der neuen Lage erfolgt.

Den tiefgreifenden Einfluss, den die Geschichtsauffassungen der Gegenwart auf die politische Meinung haben, hat man früher womöglich besser verstanden als heute. Einer der Gründe mag darin liegen, dass viele moderne Historiker vorgeben, rein wissenschaftlich und politisch völlig vorurteilsfrei zu sein. Zweifellos ist dies die gebotene Pflicht des Gelehrten, soweit es die historische Forschung, also die Feststellung der Fakten betrifft. Und man kann durchaus mit Fug und Recht die Frage stellen, warum Historiker mit unterschiedlichen politischen Ansichten nicht in der Lage sein sollten, in Faktenfragen übereinzustimmen. Aber am Anfang, wenn man über die Fragen entscheidet, die der Untersuchung wert sind, kann man nicht umhin, individuelle Werturteile einfließen zu lassen. Und es ist mehr als fraglich, ob man über eine zusammenhängende Epoche oder eine Folge von Ereignissen überhaupt schreiben kann, ohne sie im Lichte der Theorien bezüglich der miteinander verwobenen gesellschaftlichen Prozesse oder gar im Lichte bestimmter Werte zu betrachten – zumindest dann, wenn man eine Geschichte schreiben will, welche die Lektüre lohnt. Historiographie ist, in Abgrenzung zur historischen Forschung, genauso eine Kunst wie eine Wissenschaft. Nicht nur das! Der Geschichtsschreiber, der sich an ihr versucht, ohne sich im Klaren zu sein, dass seine Aufgabe in der Interpretation liegt, die im Lichte bestimmter Werte erfolgt, wird sich erfolgreich selbst täuschen und Opfer seiner unbewussten Vorurteile werden.

Dass eine Gruppe von Historikern mit ihren Werken das gesamte politische Ethos einer Nation mehr als ein Jahrhundert lang – und das vieler anderer Nationen des Westens ebenfalls, allerdings nicht ganz so lange – formen kann, lässt sich wohl kaum besser veranschaulichen als durch das Beispiel, das englische Historiker im Zuge ihrer „Whig-Interpretation of History“¹ gegeben haben. Man übertreibt wohl kaum, wenn man behauptet, dass jeder zweite, der seine erste Bekanntschaft mit den Werken jener politischen Philosophen gemacht hat, die der liberalen Tradition den Weg geebnet haben, sein Wissen aus den Schriften von Männern wie Hallam und Macaulay oder Grote und Lord Acton aufgesaugt hat. Es spricht für sich, dass jener englische Historiker der Moderne, der mehr als alle anderen darum bemüht war, die Whig-Tradition zu diskreditieren, später geschrieben hat, dass „jene, die, vielleicht aus jugendlichem Übermut, den Wunsch hatten, die Whig-Interpretation zu vergraulen ... in einem Zimmer aufgeräumt haben, das, menschlich gesehen, nicht lange leer bleiben kann. Sie öffnen sieben neuen Teufeln die Tür, die, weil sie nun mal Neulinge sind, nicht anders können, als schlimmer zu sein als der erste.“² Und er betont, obwohl er immer noch meint, „Whig-Geschichte“ sei „falsche“ Geschichte, dass sie „einer unserer Pluspunkte war“ und „einen wunderbaren Einfluss auf die englische Politik hatte.“³

¹ Anspielung auf das gleichnamige Buch von Herbert Butterfield aus dem Jahre 1931; d. Hrsg.

² Butterfield (1931), S. 3.

³ Butterfield (1931), S. 7.

Ob die „Whig-Geschichte“ in irgendeiner relevanten Hinsicht tatsächlich eine falsche Geschichte ist oder nicht, ist eine Frage, zu der das letzte Wort zwar noch nicht gefallen ist, hier jedoch nicht diskutiert werden kann. Die Vorteilhaftigkeit, die mit der Entstehung der grundsätzlich liberalen Atmosphäre im 19. Jahrhundert einherging, steht außer Frage und war gewiss keine Folge fehlgedeuteter Fakten. Whig-Geschichte war vor allem politische Geschichte, und die entscheidenden Tatsachen, auf denen sie aufbaute, waren zweifellos bekannt. Sie mag nicht in jeder Hinsicht den modernen Standards der Geschichtsforschung entsprechen, aber sie hat ganz gewiss den unter ihr heranwachsenden Generationen einen Sinn für den Wert jener politischen Freiheit vermittelt, die ihre Vorfahren für sie erstritten haben, und der Nachwelt als Kompass zur Bewahrung des Errungenen gedient.

Mit dem Untergang des Liberalismus kam die Whig-Interpretation der Geschichte außer Mode. Ob die Geschichte jetzt, da sie wissenschaftlicher zu sein behauptet, in jenen Bereichen, in denen sie die politische Meinung am stärksten beeinflusst, ein verlässlicherer oder vertrauenswürdigerer Cicerone geworden ist, darf mehr als nur bezweifelt werden. Die politische Geschichte hat fürwahr viel von ihrer Macht und Faszination, die sie im 19. Jahrhundert noch hatte, eingebüßt. Und es ist fraglich, ob es in unserer Zeit irgendein historisches Werk gibt, das ähnlich weit verbreitet oder einflussreich ist, wie es beispielsweise Macaulay's *History of England*⁴ war. Auch das Ausmaß, in dem die politischen Ansichten der Gegenwart von den historischen Glaubensbeständen eingefärbt sind, ist gewiss nicht geschrumpft. Nachdem das Interesse vom konstitutionellen Bereich auf den sozialen und ökonomischen Bereich übergegangen ist, sind auch die als Antriebskräfte fungierenden historischen Glaubensbestände inzwischen nur noch eine reine Glaubenssache in Bezug auf die ökonomische Geschichte. Man kann wohl mit Recht von einer sozialistischen Interpretation der Geschichte reden, die das politische Denken der letzten zwei, drei Generationen gelenkt habe und hauptsächlich in einer speziellen Sicht auf die Wirtschaftsgeschichte zum Ausdruck komme. Besonders auffällig an dieser Sichtweise ist, dass die meisten Behauptungen, denen sie den Status „allseits bekannte Tatsachen“ verliehen hat, längst nachweislich gar keine Fakten sind. Gleichwohl werden sie nach wie vor, sieht man einmal vom Kreise der ernsthaften Wirtschaftshistoriker ab, allgemein als Grundlage zur Einschätzung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Ordnung akzeptiert.

Die meisten Menschen, denen man sagen würde, ihre politischen Überzeugungen seien von bestimmten wirtschaftshistorischen Auffassungen geprägt, würden wohl sagen, dass Letzteres sie nie interessiert habe und sie nie ein Buch zu diesem Thema gelesen hätten. Das heißt jedoch nicht, dass sie, wie alle anderen auch, viele der Legenden, die zu dieser oder jener Zeit von Autoren der Wirtschaftsgeschichte in Umlauf gebracht wurden, nicht für bare Münze gehalten hätten. Obwohl der Historiker in diesem indirekten und weitreichenden Prozess, in dessen Verlauf neue politische Ideen die breite Öffentlichkeit erreichen, eine Schlüsselrolle spielt,

⁴ Gemeint sind George Macaulay Trevelyan und dessen opus magnum von 1926, d. Hrsg.